

Elefantenfang in Indien

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **50 (1946-1947)**

Heft 13

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668998>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Des andern Tages gehe ich hin. Die Mutter, in Trauer gekleidet, empfängt mich feierlich, ohne Tränen. Sie führt mich in ein entferntes Zimmer, schließt die Türe ab, setzt sich aufs Ruhebett, winkt mir, neben ihr Platz zu nehmen. Es geschieht. Nun zieht sie aus ihrem Arbeitsbeutel ein geschriebenes Heft heraus, es ist das Testament ihrer Tochter. Darin blätternd und den gehörigen Artikel auffuchend, sagt sie: Es war der Wunsch meiner Tochter, daß Sie als Andenken Ihr (mein) eigenes Porträt annehmen möchten, das sie selbst heimlich gezeichnet und sehr wert gehalten hat. Daß es doch lieber Ihrer Tochter eigenes wäre! rief ich aus. Ja? versetzt die Frau, auch das bestimmte Ihnen meine Tochter, wenn Sie es selber begehren würden. Und nun bricht sie in Tränen aus und kann nicht länger mehr zurückhalten. Sie erzählt alles. Das Mädchen hatte zu mir eine heftige Neigung gefaßt, dieselbe aber mit so ungeheurer Selbstbeherrschung verborgen, daß weder ich noch ihre Eltern etwas davon bemerkten; erst das Testament gab darüber Aufschluß. Wohl war den Eltern ein gewisses Interesse für mich nicht verborgen geblieben, das sie aber, wie ich und jedermann, auf meine poetischen Arbeiten bezogen. Auch schien in der letzten Zeit ein Kummer an ihr zu nagen, aber man ahnte die Ursache nicht.

Das Testament machte alles klar. Mein Verbleiben aus dem Hause ihrer Eltern hatte einen tiefen Eindruck gemacht. Sie suchte den Grund davon in meinem bald darauf bekannt gewordenen Verhältnis mit Rath F. (Fröhlich) und schwieg gegen jedermann. Sogar an den Bemühungen ihrer Eltern, mich wieder für ihr Haus zu gewinnen, nahm sie keinen Anteil. Um so weniger konnten jene die Ursache des Trübsinns erfahren, der sie nunmehr befiel, und die sie in körperlichen Zuständen suchten. Bald darauf hatte das Mädchen einen Traum (welchen? habe ich noch nicht erfahren), der ihr ihren baldigen Tod ankündigte. Sie sagte niemandem etwas davon, setzte sich aber

hin und schrieb auf zwei Bogen ihr Testament, in dem sie auch ihre tiefe Neigung mit den bestimmtesten Zügen ausdrückt. So verlebte sie den Sommer still und ruhig. Bei Anfang des Herbstes wiederholte sich ihr der vorige todverkündende Traum, und nun erzählte sie ihn ihren Eltern, indem sie ihre Überzeugung aussprach, daß sie gewiß sehr bald werde sterben müssen. Aber noch kein Wort über ihre Leidenschaft. Die Eltern suchten sie von dem Albernem ihrer Besorgnis zu überzeugen. Ärzte verlachten die Furcht der scheinbar von Gesundheit Strozenden. Im Winter erkrankt sie, wie oben erwähnt ist, wird besser, schlimmer, stirbt. Kurz vor ihrem Tode verließ sie jene früher auf ihr gelastete Melancholie; sie ward heiter, fröhlich, gesprächig und erklärte, daß sie nie glücklicher gewesen sei. Aber auch hier kein Wort von ihrer Neigung. So starb sie. Bis ans Ende ihrer Sinne mächtig, geduldig wie immer. Das erzählte mir nun die alte Mutter; klagte mich bald an, umarmte mich dann wieder, nannte mich Sohn. Die Tochter hatte in ihrem letzten Willen die Eltern gebeten, daß sie für mich sorgen, mich in ihr Haus nehmen, Verwandtenstelle an mir vertreten sollten; das alles ward mir angeboten — und ich? kalt, zerstreut hörte ich das alles an, schlug aus, lehnte ab, spielte ein wenig Komödie, ward aber keiner Träne Meister und war froh, als ich wieder gehen konnte. Angegriffen hat es mich wohl, aber weil ich sonst die Frau etwas geziert und outriert in ihren Empfindungen gekannt habe, so konnte ich doch eines unangenehmen Gefühles nicht loswerden, obgleich bittere Tränen die Wahrheit ihrer Reden nur zu sehr bekräftigten.

Verständige Männer haben es nicht für schlecht hin unmöglich gehalten, daß Abgeschiedene nach ihrem Tode den Rückgebliebenen erscheinen können. Ich habe an dem Gegenteile wohl nie im Ernste gezweifelt, halte es aber jetzt für apodiktisch unmöglich. Denn wäre es möglich, Marie P. würde mir gewiß erschienen sein.

Elefantenfang in Indien

Im Staate Mysore, im südlichen Indien, findet einige Male jährlich ein Elefantenfang statt.

Eine solche Veranstaltung gehört zu den imposantesten und gewaltigsten Erlebnissen, die man

in Indien haben kann. Recht interessant sind schon die Vorbereitungen, die im Urwald zu diesem Zwecke getroffen werden.

Große Zelte und provisorisch aufgeschlagene Baracken werden an gewissen, mehr gelichteten Stellen des Urwaldes errichtet. Der Maharadscha, der diese Jagd veranstaltet, läßt seine Gäste glänzend bewirten. Ein Trupp uniformierter Diener, Boys, Aufwärter und Schirmträger eilt geschäftig hin und her. Ein großes Festessen bildet die Einleitung dieses einzigartigen Schauspiels, das schon vier Tage vorher mit dem Eintrieb der Herde begonnen wird. Der Dschungel wird auf große Strecken gelichtet, so daß man das Einfangen der Elefanten gut verfolgen kann. Eine roh gezimmerte, starke Umzäunung wird durch Gestrüpp und Laubzweige getarnt, so daß dieser Platz von dem übrigen Dschungel fast nicht zu unterscheiden ist.

Wenn die Sonne am höchsten steht, beginnt der forcierte Eintrieb. Auf einen Kilometer Entfernung ist ein keilförmiger Kral errichtet, der wie ein Trichter in die Umzäunung mündet. Wenn die Herde sich einmal in dieser Enge befindet, dann gibt es kein Entrinnen mehr. Pünktlich um die Mittagsstunde setzt der Höllenlärm der Treiber ein. Alles blickt hinüber zur Lichtung, durch die das wilde Heer herbeirasen wird. Alles ist in Deckung gegangen und hinter den Einfallstoren, die zwischen zwei riesigen Baumstämmen flankiert sind, harren, im Dickicht verborgen, die nackten, braunen Männer, die das geöffnete Tor des Gefängnisses nach dem Eintrieb zu schließen haben. Plötzlich bewegt sich der Waldrand. Sie kommen! Jetzt beginnt die überwältigende Overture dieser dramatischen Szene. Ein verzweifelter Trompeten- und Schnauben aus vielen, hoch erhobenen Rüsseln. Nicht weniger als zweiunddreißig Elefanten sind auf dem Schauplatz der letzten Phase ihrer Freiheit erschienen. Der Lärm der Tiere ist wie das Brausen eines mächtigen Orkans.

Noch scheinen die Tiere nicht zu ahnen, was ihnen bevorsteht. Doch die immer enger werdende Sperre, in die sie sich förmlich hineindrängen, erweckt in ihnen offenbar Mißtrauen und den wilden Instinkt der Freiheit. Ein letzter Aus-

bruchsversuch, der die ungeheure Erregung zur höchsten Spannung steigert, wird durch die Barrikaden und die Geschicklichkeit der Treiber vereitelt. Ein wildes Drängen entsteht in der Herde. Es entsteht ein höllischer Wirrwarr, ein Getöse der verzweifelter Tiere, welches die Zuschauer eine Minute lang in eine unvorstellbare bange Stimmung versetzt. Zwischen den zurückdrängenden und vorwärtstürmenden Tieren bricht ein gigantischer Kampf aus, der mit den langen Stoßzähnen ausgefochten wird, ein Kampf, der mit den sonstigen Elefantenkämpfen, die man in Indien sieht, nichts gemeinsam hat. Nun erfolgt die dramatischste und gefährlichste Arbeit der Treiber: die Fesselung der Gefangenen, eine Arbeit, die schon viele Menschenleben gefordert hat. Jeder Elefant wird von je zwei zahmen Elefanten eingeschlossen, während der kühne Fessler, dem „wildem“ ein armdickes Juteseil um einen Hinterfuß schlingt. Diese Arbeit erfordert eine ungeheuere Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit. Die Tauenden werden dann um einen Baumstamm gelegt und das heftig sich wehrende Tier dort festgebunden. Ohne Hilfe der gezähmten Elefanten wäre ein Elefantenfang unmöglich. Diese vierbeinigen Helfer, die zu dieser Tätigkeit abgerichtet werden, besorgen den Verrat an ihrem eigenen Geschlecht mit der größten Kaltblütigkeit. Durch Püffe mit den Stoßzähnen leisten sie die Hauptarbeit beim Fesseln, Knebeln und beim Abtransport.

Andererseits ist es auch während zu sehen, wie sie ihre gefesselten Kameraden mit Nahrung versorgen, die sie aus den Grasdüngeln herbeischleppen. Manchmal jedoch erwacht auch in den gezähmten Elefanten der Freiheitsdrang, und Lehrer und Schüler verschwinden im Urwald. Das geschieht aber nur dann, wenn die Elefanten von ihren Wärtern nicht verständnisvoll genug behandelt werden.

Die gezähmten Elefanten werden allmählich von ihren Treibern zu Arbeitselefanten ausgebildet und leisten besonders beim Holzfällen unschätzbare Dienste. Nach dem Elefantenfang läßt der Maharadscha seine Gäste neuerlich bewirten und erst spät nach Mitternacht gehen die Gäste nach Hause.

St.